

(Nachdruck verboten.)

## 18. Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Das krat! Er fuhr in die Brusttasche und ließ seinen Thaler um ein wenig herausblintern. „Kudste eweil, dat ech net e su power bin, hä? Wann ech nor will. Kewer —“ er schüttelte verneinend den Kopf, drehte ihr den Rücken und ging mit großen Schritten rasch davon; er lahnte heute gar nicht, er ging so anrecht und forsch wie einer, der den Sieg in der Tasche trägt.

Mit offenem Mund sah ihm Lina nach. — Einen Thaler, so viel Geld? Wie der Wind ließ sie hinter ihn drein; als sie ihn erreicht hatte, faßte sie ihn am Rockschöß: „Hä, Bittchen, hä, wuher hastt dän Dahler? Sao't mer doch, Bittchen, mei kiew Bittchen!“

Er besann sich einen Augenblick, dann lächelte er verschämt. „Geerwol“, flüsterte er ihr ins Ohr. „Pst, pst, Maul gehaal! Du darfst niemand neist dervon saon, ech kriehn noch mieh. Kewer“ — er schlug sich selbst auf den Mund.

„Ech saon neist, waohrschastigen Godds“, versicherte sie. „Eweil holste mech aach bei de Muhl, gäl?“ Sie schmeichelte ihm und zog ihn abseits zwischen die Hecken, die, obgleich entlaubt, doch noch guten Schutz boten. Dort küßte sie ihn stürmisch.

Ihm wurde ganz dufelig im Kopf, eine wilde Freude bemächtigte sich plötzlich seiner — alles konnte er haben, alles! Mit einem Aufschrei schlang er den Arm um Lina's geschmeidigen Leib und küßte sie in die Höhe. —

So fleißig wie diesen Nachmittag war Peter noch nie in seinem Leben gewesen. Aus allen Ecken stöberte er seine selten benutzten Werkzeuge auf, schimpfte laut, wenn ihm eins fehlte, und rühte nicht eher, als bis er alles zusammen hatte.

In der Kumpelkammer neben der Stube, nur durch eine Luke drang spärliches Licht hinein, richtete er seine Werkstatt her. Den Tisch schleppte er dorthin, die einzige Lampe und den Schemel.

Lucia sah lachend zu; sie wußte nicht, was sie davon denken sollte. Als sie den Einwand machte, daß er ihr das Beste aus der Stube wegtrage, kniff er sie zärtlich in die Backe und kispelte sie unterm Stimm.

„Dau sollst et schuns kommod kriehn“, brummte er und lachte in sich hinein; nahm dann einen Hammer und probierte ihn auf dem Tisch. „Eweil noch net, äwer bal! Dän Bittchen es er Jitu. Gudendag, Dahlerpittchen“ — er machte einen Krachfuß — „wat kost de Welt?“

Er richtete sich stolz auf, warf sich in die Brust und jammerte:

„Dahler, Dahler, dau moßt wauern  
Von der auen Hand zor amern —  
Dingerint, Dahler, dau — —“

Himmelskreuzgewieder!“ schrie er zusammenschredend seine Frau an — „wat willst he? Weibsbiller haon hei neist zo suchen!“ Er schob sie aus der Kammer und schloß zu.

Mit dem Kind auf dem Arm ging Lucia hinunter ins Dorf. Trotz des unlustigen Wetters ständerte sie an den Thüren herum und schwachte. Diese und jene rief sie herein; dann setzte man ihr einen Kaffee vor und ein Schmierchen und fragte sie aus nach Leibeskräften.

Wie ein Lauffener hatte sich's im Dorf verbreitet: der Riffert hatte eine Erbschaft gemacht! Wer's ausgebracht, wußte man nicht recht, aber man schwur darauf, wie aufs Amen in der Kirche.

Lucia lachte harmlos dazu, sie sagte nicht nein und nicht ja — was wußte sie denn davon? Aber sie nißte die Gelegenheit, so bereitwillig zum Geben waren die Weiber noch nie gewesen. Als sie wieder zur Hütte hinaufstieg, war sie schwer beladen, mit Kartoffeln, Brod und Speck; sie hatten für ein paar Tage genug daran. Kalt und behaglich schrie sie ein.

Erst lange nach Mitternacht, die Gähne krächten schon den grauenenden Morgen an, suchte Pittchen sein Lager auf.

Aus dem Spiegelscherben neben dem Bett starrte ihn ein sahles, seltsames Antlitz an; so hatte der Peter noch nie ausgesehen, er erschrak vor sich selber. Seine Lippen

waren fest aufeinander gepreßt, als hätten sie ein Geheimnis zu verschließen; seine Augen sahen scheu tanernd umher wie die eines Diebes, der Ueberraschung besorgt.

Eine Maus kraspelte — er fuhr zusammen und löschte rasch das Lämpchen.

Ein Mondstrahl stahl sich durch das verhängte Fensterchen und malte helle, runde Lichtflecke auf die Thür zur Nebenkammer. Peter schlüpfte im Hemd, auf bloßen Füßen ans Fenster und zog den Lumpen fester vor, prüfte sorgsam, ob die Thür der Werkstatt verschlossen, und verbarg den Schlüssel hinter einem losgebrochenen Stein des Herdes.

Dann erst kroch er fröstelnd ins Bett. Aber er wurde nicht warm. Von Schauern überrieselt, mit breimenden, weit offenen Augen lag er, von Zweifeln und Neugsten beschlichen. Würde es ihm auch gelingen? — — — Was hatte der Pfarrer gesagt? Die Himmelskönigin wird sich Deiner erbarmen. — — —

„Ech gelowen der en Herz, e su dick wie mein Arm; noch dicker“, murmelte er. „Nä, zwa! On en Kleid, von Seid, on Messen for de armen Seelen im Jeggener.“

Wah, was ging denn mit ihm vor? Er riß die gefalteten Hände auseinander — so rasch ein Betrüder geworden? Das sollte ihm fehlen! Seine Gesichtsmuskeln zuckten in einem höhnischen Grinsen — nur keine Furcht!

„Wän net wagt, dän net winnt,  
Wän net sucht, dän net findt“

sagte er sich laut vor. Wer zuerst beim Weihwasser ist, segnet sich zuerst. Und hatte ihm die Heilige nicht selber den Weg gewiesen?

Ja, ja — er bekreuzte sich nun doch unter der Bettdecke — unsre Liebe Frau, gelobt sei sie! Die hatte das so gewollt; die war dem Bittchen gut. Die hatte den Kronleuchter stürzen lassen; die hatte ihm das Zinn und das silberne Taufbecken in die Linde gespielt; die hatte dem armen Bittchen helfen wollen, sie würde ihn auch selber nicht im Stich lassen.

Seine Aufregung legte sich allmählich, die finstern Zellen auf seiner Stirn glätteten sich.

Allerhand liebliche Bilder kamen. Wenn er sich auch erst unruhig warf und stöhnte, daß die Zeit aufwachte und erschrocken den Arm um seinen Hals schlang, bald schlief er faul.

Er lag noch und schnarchte, als der Pfarrer den Küster schickte und fragen ließ, wie dem Bittchen die Arbeit gelinge.

## VII.

Der alte Krummscheidt knallte mit seiner Peitsche, daß Krähen und Spagen entsezt aufstatterten und magere Häschen sich in den tothigen Akerfurchen versteckten. Wenn die lange Peitschenschur sich in den nackten Obereichenzweigen rechts und links von der Straße versung, suchte er und riß und zerrte. War es ihm endlich gelungen, loszukommen, weifelte er hin und her und setzte dann in Bogen und Zickzacklinien seinen Heimweg fort.

Er kam von Spang-Dahlem, da hatte er eine trachtige Kuh verkauft; ein gut Stück Geld trug er im Lederbeutel, unterm Mantel versteckt, um den Leib gebunden. Kein Wunder, daß er einen Kleinen sitzen hatte; in Oberkail war er auch noch einmal eingekehrt.

Als er zum Dorf hinaus war, stieß er auf Pittchen; fast schien es so, als hätte der da auf ihn gepakt. Der kam auch von Oberkail, hatte sich beim Maurer dort ein Säckchen Gips geholt, eine recht reichliche Portion zum Eingipsen des Kronleuchters in der Kirche.

Sie redeten dies und das. Der Krummscheidt war sehr guter Laune und Pittchen ging ihm um den Bart, so geschmeidig wie eine schmirrende Stabe um die Füße streicht. Zuletzt wurde der Alte vertraulich; wenn er gar so sehr schwänkte, stützte Peter ihn.

„Gud gelaoden“, lallte Krummscheidt und schlug sich auf den Bauch, daß es lieblich im Lederbeutel kimperte. Und dann blinzelte er von der Seite her dem andern dummpfiffig ins Gesicht: „No, bei Eich werd et eweil aach bal kimperrn, wat? Sao't?“ — er flüsterte wichtig und spitzte neugierig die Ohren — „mir könnt Ihr't eweil dreist anverdray“

wän — wän\* — der Schlucken stieß ihn, „wän hadt Eich — ebbes — ver — vermaacht?“

„Jongfra Maria!“ Peter flüsterte auch und legte dann, sich scheu umsehend, dem Angetrunkenen die Hand auf den Mund. „Still, awer still, dat se't net hört! Dat haot se net gären. Wann mer derbon redt, kriecht mer de Krankhaat!“

„Wän?“ Der Alte riß bloß die Augen auf.

„Sei dän Dämmerling,“ lachte Peter und streckte seinen Daumen in die Höhe.

„O dan Filu!“ Der Krummscheidt stieß ihn sichernd in die Seite — „Zhr spielt jao Kumed! Zhr wollt et nor net saon!“

„Kann sein, kann aach net sein!“ Peter zuckte die Achseln. „Nawer, Krummscheidt, hört ehs“ — er zwinkerte vertraulich — „seid eweil e so gut ou lehnt mer e paar Dahler, Stücker aacht oder zehn. Zhr kriecht se möt Zönfen widder, e su bal eah — no, Zhr waacht jao schuns! — su bal eah ausgeahlt gän!“

„Lehnen — Dahler?“ Trotz seiner Trunkenheit wurde der Alte argwöhnisch; er hielt die Hände vor den Bauch, als wolle er so die Thaler schützen. (Fortsetzung folgt.)

### Ein Ehrentag der Milizidee.

Der jetzige Krieg in Südafrika ist nicht die erste Gelegenheit, bei der das englische Berufsheer ible Erfahrungen macht mit der Leistungsfähigkeit von „Milizhorden“, die jeder militärische Fachmann so gering schätzt. Vor rund ein und einem viertel Jahrhundert begann der Krieg zwischen England und seinen nordamerikanischen Kolonien, der nach über siebenjähriger Dauer damit endigte, daß England die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkennen mußte. Hätte jemand in den ersten Monaten des Jahres 1775, als es klar wurde, daß es zwischen Mutterland und Kolonien zu Feindseligkeiten kommen werde, diesen Ausgang englischen Offizieren voraussetzen wollen, er wäre als verrückt ausgelacht worden. Diese Fachleute waren todsicher, daß die bewaffneten Farmer, die der amerikanische Kongreß ins Feld stellen konnte, überhaupt nicht ernstlich mit den britischen Veteranen kämpfen würden; sie meinten, der Anblick einer Varenfellnütze eines englischen Grenadiers werde ein ganzes amerikanisches Armeecorps in die Flucht jagen. Anstatt dessen zeitigte der erste bewaffnete Zusammenstoß, das Treffen bei Lexington, das Ergebnis, daß die amerikanischen Milizen sich nicht nur mit größter Tapferkeit und Ausdauer schlugen, sondern sogar den Engländern eine vollständige Niederlage beibrachten, und zwar dies wesentlich durch eine neue Taktik, mit der sich die Lineartaktik der Engländer nicht messen konnte: Lexington ist der Geburtsort der zerstreuten Kampfweise.

Im Frühjahr 1775 standen in der Hauptstadt von Massachusetts, in Boston, 10 000 englische Soldaten, unter dem Befehl von General Gage, bestimmt, die in Empörungszustand erklärte Provinz unterwürfig zu halten. Nach dem unsern von Boston gelegenen Städtchen Concord hatte der Provinzialkongreß von Massachusetts eine größere Menge von Waffen, Munition und sonstigem Kriegsmaterial beschaffen lassen. Davon unterrichtet, beschloß General Gage sich der Vorräte zu bemächtigen. In aller Stille wurde ein Zug nach Concord vorbereitet, aber doch nicht heimlich genug, daß amerikanische Führer, die sich noch in Boston aufhielten, nicht Kunde gerochen hätten. Als darum spät am Abend des 18. April 1775 800 Mann Grenadiere und leichte Infanterie unter Oberstlieutenant Smith in Booten von Boston über den Meeresarm nach Cambridge übergesetzt wurden, um von dort den Marsch auf Concord anzutreten, da trat auch Paul Revere seinen berühmten Ritt an, um die Landbevölkerung von dem geplanten Handstreich zu benachrichtigen. So waren die Engländer noch nicht weit ins offene Land hineinmarschiert, als das Sturmläuten der Glocken allenthalben und Signalschüsse ihnen kundthaten, daß die Amerikaner um ihr Vorhaben wußten und nicht müßig zuzusehen beabsichtigten. Daher hielt Smith es für geraten, einerseits einen Posten an General Gage zu schicken mit dem Ersuchen um Nachsendung von Verstärkungen, andererseits aber einen Teil seiner Truppe unter dem Marinemajor Pitcairn als Avantgarde vorauszuschicken.

Früh am Morgen des 19. April, als die Sterne allmählich verblaßten, kam die englische Avantgarde in Sicht von Lexington, einem kleinen Ort zehn Kilometer von Concord. Einige 60—70 Mann Amerikaner hatten sich dort in zwei Gliedern am Dorfeingang aufgestellt und erwarteten die Annäherung der Engländer. Pitcairn ließ seine Leute laden, rildte dann in Geschwindigkeit gegen die Amerikaner vor, die keine Miene machten, die Feindseligkeiten zu eröffnen, und rief ihnen, als er ganz nahe herangekommen war, zu: „Zerstrent Euch, Zhr Schurken! Zhr Rebellen, zerstreut Euch! Legt die Waffen nieder!“ Die Amerikaner regten sich nicht vom Fleck.

Da schoß Pitcairn seine Pistole ab und brüllte seinen Leuten zu „Feuer!“ worauf erst ein paar vereinzelte Schüsse, dann aber eine Salve aus nächster Nähe fiel. Unter Zurücklassung von 7 Toten und 9 Verwundeten zogen sich die Amerikaner wegen der überlegenen Zahl ihrer Gegner zurück, und es fielen nun auch von ihrer Seite ein paar Schüsse. Ein herrlicher Frühlingmorgen

brach gerade an, als so das erste Blut in dem amerikanischen Freiheitskrieg vergossen wurde.

Eine halbe Stunde hielten sich die Engländer in Lexington auf; dann marschierten sie weiter auf Concord, wo sie gegen 7 Uhr morgens bei hellem Sonnenschein eintrafen. Ohne Widerstand zu finden, zogen die Engländer in Concord ein, und nun vertrödelte Oberstlieutenant Smith den ganzen Vormittag damit, den Ort nach den Vorräten abzusuchen, die aber zum größten Teil rechtzeitig in Sicherheit gebracht worden waren.

Inzwischen sammelten sich ganz nahebei einige 400 Mann amerikanischer Miliz und griffen unverweilt eine Abteilung von 100 Engländern an, die den Fugang zum Ort deden sollten. Die Engländer mußten mit Verlust zurückweichen, und nun meinte Smith, daß es allerhöchste Zeit sei, an den Rückzug zu denken.

Es war gegen Mittag, als die britischen Truppen Concord verließen, um über Lexington nach Boston zurückzukehren. Der Weg führte durch hügliges und stark bewaldetes Terrain. Die — nun schon stark ermüdete — Kolonne war noch nicht weit gekommen, als die Amerikaner von neuem angriffen. Und was diesen Angriff fürchtbar machte, das war, daß er in einer Weise geführt wurde, von der die Engländer, Soldaten wie Offiziere, nie etwas gehört hatten, gegen die ihnen ihr Drill kein Mittel an die Hand gab. Nicht in geschlossenen Formationen kamen die Amerikaner nach den Vorschriften der Lineartaktik anmarschiert, um mit Salven oder schließlich dem Bajonett ihren Gegner zu bezwingen; sondern in langer, dünner Schützenlinie säumten sie beide Seiten der englischen Marschroute ein. Jeder nahm seinen Gegner aufs Korn, schoß nur, wenn er des Treffens sicher zu sein glaubte, und hielt sich selbst gedeckt. Nach Aussage von Augenzeugen haben die Engländer in dem Gefecht nie mehr als zehn Amerikaner beisammen gesehen; und es waren auf amerikanischer Seite nie mehr als einmal als 400 an dem Treffen beteiligt. Aber den regulären Truppen schienen sie unzählig. Ueberall bligte es aus den Heden heraus, hinter den Bäumen her, wo nur eine Dedung sich bot, da lag ein Schütze und sandte sein todbringendes Geschöß in die Reihen der Truppen. Was sollten diese dagegen machen? Die einzige Auskunft, die den englischen Führern in den Sinn kam und kommen konnte, war, mit kleineren Abteilungen nach beiden Seiten der Straße Bajonettangriffe zu machen, um die Schützen aufzustöbern. So gelang es in ein paar Fällen, allzu kühne Trupps von Amerikanern zu erwischen, die dann unbarmherzig niedergestochen wurden. Im ganzen aber waren diese Attaden ohne Erfolg und verlustreich; die amerikanischen Schützen wechselten einfach ihren Platz und begannen das alle Spiel anderswo von vorne. Es verriet sich, daß unter solchen Umständen die erschöpften Briten allmähig den Mut verloren. Sie gedachten sich des sie unablässig auf ihrem Marsch begleitenden amerikanischen Feuers zu entledigen, indem sie die Weine länger machten, und so kamen sie trotz der Bestrebungen ihrer Offiziere, sie in Ordnung zu halten, nachgerade ins Laufen: „wie Schafe wurden sie vor den Amerikanern hergetrieben“, sagt ein englischer Augenzeuge. Die völlige Vernichtung schien unabwendbar, zumal den Engländern ihre Munition auszugehen drohte; da erhielten sie bei Lexington, wohin sie gegen zwei Uhr nachmittags gelangten, ansehnliche Verstärkungen.

Auf Smiths Ersuchen in der vorhergegangenen Nacht hatte General Gage den Lord Percy mit einer Brigade Infanterie, ungefähr 1200 Mann, und zwei Geschützen abgeschickt, um zu Smith zu stoßen. Sie trafen nun zusammen, gerade noch rechtzeitig, die flüchtigen Truppen vor der Gefangenahme zu bewahren. Percy formierte seine Truppen in ein Viereck, und während die Geschütze die Amerikaner im Schach hielten, legten sich die flüchtigen in dem Viereck zum Verschnaufen auf den Boden, wobei ihnen „die Zungen zum Hals heraushingen, wie bei Hunden nach einer Hetze.“ Nach einer halben Stunde Aufenthalt nahm Percy, dem klar geworden war, daß keine Zeit mehr zu verlieren sei, den Rückzug wieder auf, und nun begann mit der jetzt 2000 Mann zählenden englischen Streikraft das nämliche Spiel wie vorher mit Smiths Abteilung. Wieder begann das Feuer der amerikanischen Schützen von vorn, im Rücken, von rechts und von links, und Lord Percy wußte sich ebenso wenig der Amerikaner zu entledigen wie vorher Smith. So wurden auch die neuen Truppen von der Demoralisation ergriffen, und die Gargart der Engländer wurde immer beschleunigter. Nur der Umstand, daß ein amerikanischer Führer, Widing, nicht rechtzeitig zur Stelle war, um den Briten den Weg nach Boston abzuschneiden, rettete sie vor der Kapitulation. So kamen ihnen grade noch rechtzeitig, gegen Sonnenuntergang, die ersehnten Trüme von Boston zu Gesicht, und bei Anbruch der Dunkelheit waren sie unter dem Schutz der Kanonen von Boston vor ihren Verfolgern in Sicherheit. In welchem physischen Zustand die geschlagenen Truppen ihren Kameraden in Boston vor die Augen kamen, liegt auf der Hand: waren doch die Leute Smiths seit 20 Stunden auf den Weinen und hatten sich binnen 6 Stunden unter fortwährendem Gefecht 32 Kilometer zurückgezogen, während die Verstärkungen Lord Percys in 10 Stunden 48 Kilometer hatten marschieren müssen. Wenn noch irgend ein Erfolg davongetragen worden wäre; aber der Zweck, zu dem die Truppen ausgeschickt worden waren, die Vernichtung der amerikanischen Vorräte, war nicht erreicht worden, und auf dem Rückweg waren die Truppen, obwohl an Zahl den Amerikanern weit überlegen, wie die Hasen gehetzt worden.

Im offiziellen Bericht freilich, den die englische Regierung da-

mals in der „London Gazette“ veröffentlichte, sieht die Affaire von Lexington ziemlich harmlos aus; da heißt es über den Rückzug: „Bei ihrer Rückkehr von Concord wurden die Truppen stark belästigt und verloren mehrere Mann Tote und Verwundete dadurch, daß die Rebellen hinter Mauern, Gräben, Bäumen und anderen Hinterhalten feuerten; als sich aber die Brigade unter dem Befehl von Lord Percy bei Lexington mit ihnen vereinigt hatte, mit zwei Geschützstücken, wurden die Rebellen eine Zeit lang zerstreut: sobald aber die Truppen ihren Marsch wieder aufnahmen, begannen sie wieder hinter Mauern und Bäumen her zu feuern und unterhielten auf diese Weise während ihres ganzen Marsches von 15 Meilen ein zerstreutes Feuer, wodurch mehrere getötet und verwundet wurden; und so groß war die Grausamkeit und Wildheit der Rebellen, daß sie einige der Verwundeten, die ihnen in die Hände fielen, skalpierten und ihnen die Nase abschnitten. Es ist nicht bekannt, wie viele von den Rebellen getötet und verwundet wurden; aber es wird angenommen, daß ihr Verlust sehr beträchtlich war.“

Was die angeblichen Grausamkeiten der Amerikaner betrifft, so sind sie natürlich eine freie Erfindung des englischen Ministeriums. Dagegen hatten sich thatsächlich die englischen Soldner, als ihre Verluste wuchsen und der Rückzug eiliger wurde, schlimme Sachen zu schulden kommen lassen, harm- und wehrlose Leute abgeschlachtet und die Häuser geplündert. Die „mehreren“ Leute, die nach dem offiziellen Bericht die Engländer verloren hatten, waren in Wirklichkeit 273 Mann bei einer Gesamtstärke von 2000, während die Amerikaner im ganzen 89 Mann eingebüßt hatten.

Alle offiziellen Lügen konnten nichts mehr daran ändern, daß die Folgen des Treffens von Lexington bedeutende waren. Daß am 19. April Blut geflossen war, zwang den Kolonisten unwiderruflich die Entscheidung durch die Waffe auf. Daß dies erste Gefecht des beginnenden Freiheitskampfes ein glänzender Sieg der Amerikaner war, über englische Kerntruppen davongetragen von eilig zusammengerafften Landleuten, die keinen Griff und keinen Parademarsch, freilich um so besser das Schießen und Tirillieren verstanden, das mußte, wie es unvermeidlich das Selbstvertrauen der englischen Soldner tief erschütterte, auf der andern Seite den Mut der Amerikaner heben und ihnen den zureichenden Glauben an einen glücklichen Ausgang des nun entbrennenden Unabhängigkeitskrieges einflößen. —

### Kleines Heuilleton.

#### — Zusammensetzung und Nährwert der wichtigsten Früchte.

Dem alten Erfahrungssatze, daß die meisten Früchte schon ihres ungeheuren Wassergehalts wegen keinesfalls als Nahrungsmittel gelten können, sondern, trotz aller Anpreisungen der Vegetarier, nur Verdorbenen und Reizmittel darstellen, die unsern Gehirnsnerven durch Dufst, Frische und Säure schmeicheln, hat nach einem Bericht des „Prometheus“ Walland eine umfangreichere wissenschaftliche Begründung gegeben durch Untersuchung von Weintrauben, Orangen, Granatäpfeln, Feigen, Bananen, Oliven, Datteln, Aprikosen, Mandeln, Hafel- und Walnüssen, Kirichen, Quitten, Johannisbeeren, Erdbeeren, Himbeeren, Rispeln, Pflirschen, Birnen, Äpfeln und Pflanzen. Demnach enthalten alle Früchte im Zustande der Reife 72—92 Proz. Wasser; der Wassergehalt wird selbstverständlich durch das Trocknen vermindert, so daß er bei den mehr oder weniger getrocknet in den Handel kommenden Rosinen, Prünellen, Feigen, Mandeln und Nüssen selten mehr als 33 Proz. beträgt und bei den letztgenannten (Mandeln und Nüssen) sogar oft auf weniger denn 10 Proz. sinkt. Sticksstoff enthaltende Substanz, die als vegetabilisches Eiweiß gelten kann, kommt in fleischigen Früchten nur in sehr geringen Mengen vor, noch am reichlichsten (mit 1,45 Proz.) in der Banane, dagegen mit nur 0,25 Prozent in der Birne; reicher an ihr (15—20 Prozent der Trockensubstanz) sind Nüsse und Mandeln. Noch geringer ist im allgemeinen die Beteiligung der Fette und aller in Aether löslichen Stoffe (ätherische Oele, Harze und Farbstoffe), worin jedoch die Oliven, Mandeln und Nüsse mit 53—68 Prozent Oel in der Trockensubstanz eine recht absonderliche Ausnahme bilden. Sehr arm sind die Früchte auch an bei der Verbrennung hinterbleibenden Aschensubstanzen, von denen die von Feigen, Birnen und Prünellen hinterlassenen Spuren Mangank erkennen lassen, sowie an „inertter Cellulose“, die nur in Quitten und Rispeln nachzuweisen war. Im Säuregehalte stehen mit 1,25 Proz. die Himbeeren und Johannisbeeren an erster Stelle. Außer Wasser sind Hauptbestandteile der fleischigen Früchte der Zucker und die sogenannten Extraktivstoffe (Stärke, Dextrine, Pectine, Gummi, verdauerbare Cellulose, organische Säuren), und spielt der vollständig assimilierte Zucker die Hauptrolle bei der Ernährung, während die gleichzeitige wirkenden Extraktivstoffe weniger verdaulich sind; aber selbst der Zucker tritt nur in wenigen Früchten, wie Bananen, Datteln und Feigen, in solchen Mengen auf, daß diese in Wahrheit als Nahrungsmittel aus der Klasse der Kohlenhydrate gelten können. —

#### — Ein Versuchskrokodil.

Die Pasteursche Impfstoffanstalt in Paris besitzt seit einiger Zeit ein junges Krokodil, das den wohlklingenden Namen Oskar erhalten hat, und eine seine Jahre weit überragende riesige Fresslust betätigt. Wichtiger aber ist, daß es die stärksten, gefährlichsten Gifte verdaut, als wären sie die zuträglichsten aller Nahrungsmittel. Man konnte ihm so viel Gifte einimpfen, wie man nur wollte, Cholera wie Tuberculose, nichts hat ihm das geringste geschadet, Wohlfahrt und Fresslust sind ganz gleich

geblieben. Nur die Diphtheritis hat Oskar einen Augenblick ein bißchen zu kugeln vermocht. Dies ist längst vergessen, und Oskar schnappt stets sehr rasch und behende jeden ordentlichen Fleischbrocken auf, der ihm geboten wird, und würde auch den Darbieter der Stücke in seinen ungeheuren Magen verschwinden machen, wenn dieser einmal die unerlässliche Vorsicht vergessen sollte. Das Blut Oskars soll zur Herstellung von Gegengiften, Strychnin gegen Cholera, Tuberculose usw. dienen. —

### Theater.

c. e. Berliner Theater. „Der goldene Käfig.“ Schauspiel in vier Akten von Felix Philippi. — Die deutsche Bühnenindustrie entbehrt der Aktualitäten. Vielleicht wehrt die Censur, wahrscheinlich aber fehlen die Köpfe. Die Tagesfragen und die Tagesereignisse werden nicht theatralisch ausgebeutet, obwohl solche Ware den eigentlichen Grundstoff der Augenblicksliteratur bilden sollte. Es braucht durchaus nicht immer Ewigkeitspoesie zu sein, ja überhaupt keine Poesie. Nur ein wenig Geist, das Gewissen einer sichern Technik und die leichte Hand der Personalgestaltung müßten diese Journalisten der Bühne haben, die uns fehlen.

Herr Felix Philippi, der sich seit Jahren in wiederholten Rückfällen an die Euter seiner Muse flüchtet, ist sich möglicherweise dieses Mangels des deutschen Theaterrepertoires bewußt geworden, und seine Wirksamkeit ist dem Ehrgeiz entprossen, die Lücke anzufüllen. In der That, er folgte des öftern tieftinnig den Spuren der Weltgeschichte. Er hat die Krankheitsgeschichte Kaiser Friedrichs, die Entlassung Bismarcks und, wenn ich nicht irre, auch den Fall Koke verarbeitet, immer hübsch behütam, daß aus der Aktualität nur eine dünne ängstliche Anspielung übrig blieb, noch eben deutlich genug, um die Verständnislosigkeit des Publikums zu kugeln. Leider fehlten ihm nur alle die Fähigkeiten der Oberfläche, die gerade der aktuelle Theatraliker des Tages bedarf, und es wurden langweilige, geschmacklose, platte Kirgendwo-Poesen, über denen sich der Geruch verstaubt moderner Papiers breitete, die nichtsdestoweniger sich in der Reizung unsres künstlerisch unerzogenen Theaterpublikums erhalten haben.

Nachdem sich dergestalt Felix Philippi allmählich in die höfische Welt heimisch gedichtet, wagte er sich in seinem neuesten seelenvollen Drama an das erschütternde Problem einer morganatischen Ehe. Die Weltgeschichte steuerte zu diesem Werk ein bißchen Johann - Orth - Stimmungen, bulgarische Thronschwierigkeiten und eine Reichstagswahl bei. Im übrigen verließ sich der Verfasser ganz auf seinen unausrottbaren Hang zu tiefgründelnder Originalität. Ein Prinz, der jüngere Bruder eines deutschen Kleinstaats-Serenissimus, fühlt sich in seinem goldenen Käfig unglücklich. Ihm fehlt, wie Philippi so schön wie richtig bemerkt, das Lebensziel. Außerdem liebt er eine bürgerliche Maid, deren Vater noch dazu — Philippi hat auch einen Hang für's Revolutionäre — ein grimmer politischer Gegner des Herzogs ist, ein Volksmann, wie sie unser Felix liebt, ein ehemaliger einfacher Weber, der viertausend Arbeitern „Brot giebt“, und selbst nicht reich wird, weil er alles seinen Arbeitern spendet: Eine Seele, eine Seele von Mensch, und frisch ans dem Leben gegriffen, wie man sieht. Der unzufriedene Prinz will nur erst seiner doppelt unebenbürtigen — der Geburt und der politischen Gesinnung nach — Liebe entsiegen, indem er eine aus einem wilden Lande, wo der Dalmatiner Wein wächst, an ihn gelangende Thron-Offerte anzunehmen gedenkt. Schließlich verzichtet er auf diese Flucht aus dem goldenen Käfig, zumal das dortige Gottesgnadentum mit Lebensgefahr verknüpft sein soll. Dafür will er seine bürgerliche Demokratin heiraten. Selbstverständlich widerlegt sich sein Bruder, der regierende Herzog, dem ungeheuerlichen Begümen, daß der Prinz die Tochter seines Todesfeindes heiratet. Doch die Herzogin - Mutter, gleichfalls eine Seele von Mensch, ist vorurteilslos und weiß den Herzog zu gleicher Vorurteilslosigkeit zu verführen; er willigt ein in die morganatische Ehe. Jetzt aber kommt das Entzückende, das Ueberraschende, das das Publikum mit besonderem Jubel erfüllte, weil es sich das gleich gedacht hatte und sich in seiner scharfsinnigen Vermutung von dem mildherzigen Dichter nicht getäuscht sah: der ehemalige Weber will nichts von der Heirat wissen; er leidet nämlich an dem, in Deutschland ja besonders stark ausgebildeten, Bürgerstolz. Philippi überwindet natürlich mutig auch diese Schwierigkeit und der Prinz kriegt seine Demokratin. Alle diese spannenden Vorgänge sind in einer überaus anmuthig lasierten Hofsprache vorgetragen, die von feimigen Droleorien strotzt. Und alle diese Menschen sind gut, edel, schön, stark, klug, gesund, vorurteilslos, mit einem Worte — süß. Nicht einmal der in alten Zeiten übliche Kontrast - Bösewicht entwirrt dies Gefilde der Seligen. Eine einigermaßen civilisierte Gouvernante würde eine Beleidigungsklage anstrengen, wenn man ihr zumutete, derlei Poesie herzustellen. Felix Philippi aber hat's gewagt!

Das immer noch nicht hoffähige Premierens-Publikum war dem Autor sehr dankbar, daß er ihm diesen Einblick in die noble Gesellschaft gewährte und zugleich die Ueberlegenheit des Erwerbs - vor dem Geburtsadel betonte; es rief Felix Philippi wiederholt auf die Bühne. In die neutrale Darstellung brachte Herr Wassermann, der den Herzog spielte, eine eigene Klangfarbe. —

### Kunst.

k. Ein bisher unbekanntes Skizzenblatt von Raphael wird in dem soeben erschienenen Fest der „Gazette des

„Vauv-Arts“ zum erstenmal veröffentlicht. Es befindet sich in einem großen Bande der „Bibliotheca Ambrosiana“ in Mailand, dem „Codex des Vaters Resta“, der sonst nur ziemlich mittelmäßige Skizzen enthält. Unter diesen sind drei für Zeichnungen Raffael's erklärt worden, aber ohne jede Wahrscheinlichkeit. Dagegen sind zwei andre, die sicher von Raphael's Hand herrühren, bisher so gut wie gar nicht beachtet worden. Sie sind ganz besonders wertvoll, weil es Studien sind zu dem berühmten Wandgemälde Raphael's, der „Disputation über das Sacrament“, das die „Camera della Segnatura“ im Vatikan, diesen klassischen Saal der italienischen Renaissance, schmückt. In diesen Zeichnungen ist die erste Idee Raphael's über die Stellung und Anordnung der Figuren seiner „Disputa“ verkörpert. Das Skizzenblatt enthält je eine Zeichnung auf der Vorder- und Rückseite. Es ist 31 Centimeter lang und 20 Centimeter breit. Das Papier ist dick und vergilbt. Auf der Vorderseite ist die Madonna skizziert, die Raphael später auf den Wolkeln thronend malte, zur Rechten Christus. Von allen Raphael-Biographien erwähnt nur Passavant diese erste Studie und bezeichnet sie als „Gewandstudie“ zur Madonna in der „Disputa“. Es scheint aber, daß Raphael mehr die Stellung der Madonna als das Gewand studieren wollte. Die Gestalt der Madonna ist mit großer Frische und Ursprünglichkeit gegeben, das Gewand fällt in breiteren, fließenderen Falten herab als auf dem späteren Wandgemälde, auf dem kompliziertere Gewandmotive hinzukommen. Der Reiz der Zeichnung liegt gerade in der Vereinfachung aller Linien. Die Skizze auf der Rückseite des Blattes stellt in einfachen Federtouren die Gestalten Gottes, Christi, der Madonna, Johannes des Täufers und anderer Heiliger dar. Gegenüber der späteren Ausführung im Fresco zeigen sich erhebliche Abweichungen; aber auch hier wollte Raphael in den Grundzügen einen Teil der „himmlischen Gemeinde“ geben. —

**Kulturgeschichtliches.**

1574. Ein eigenartiger Schächterstreit bewegte 1574 die Gemüter von Danzig. Die Meister der alten Officestadt hatten im Laufe der Jahre die üble Gewohnheit angenommen, das Fleisch nicht mehr nach Pfunden, sondern in ganzen Stücken, Vorder- und Hinterbrücken zu verkaufen. Natürlich wurde der ärmeren Bevölkerung die Erwerbung von Fleischmengen durch dies Verfahren sehr erschwert. Um dem abzuhelfen, erließ der Rat von Danzig einen Befehl, das Fleisch pfundweise zu verkaufen. Die Fleischer weigerten sich, dem Befehl zu gehorchen, und beriefen sich auf ihre Privilegien, die sie aber nur noch in Abschriften vorlegen konnten. Als die Behörde trotzdem auf ihren Befehl bestand, schlossen sie einfach ihre Schranken. Als Antwort auf diese Halsstarrigkeit, erließ der Rat einen weiteren Erlass, nach welchem den Fleischern jeder Verkauf untersagt wurde. Zugleich wurde Vieh aufgekauft, durch Gerichtsbeamte geschlachtet und dann an die Bevölkerung im kleinen verhandelt. Das war den Schächtern natürlich wieder nicht recht, sie zettelten eine förmliche Verschwörung an. Nach allen umliegenden Orten wurden Boten gesandt, die die Viehhändler veranlassen sollten, dem Rat kein Schlachtvieh zu verkaufen. Der Plan wurde indessen verraten, der Rat ließ die Verschwörer festnehmen und in den Kerker werfen. Dort konnten sie, achtzig an der Zahl, ein Jahr lang darüber nachdenken, was es heißt, den Armen die Nahrung zu verkümmern. Nur gegen das Versprechen, Ruhe zu halten und zu gehorchen, ließ man sie endlich frei. Eine nachträgliche Beschwerde beim König von Polen wurde abgewiesen, und so bequemten sich die Herren Fleischer denn endlich 1575, das Fleisch in Pfunden zu verkaufen. —

**Medizinisches.**

10. Die Entdeckung der Trichine. Im Jahre 1833 entdeckte der am vorletzten Tage des Jahres 1809 verstorbene James Paget, der damals Student in seinem ersten oder zweiten Jahre war, bei der Untersuchung von Muskeln keine lastige Körper, die er als Fremdkörper erkannte. Er zeigte den Fund seinem Lehrer Worhal, und dieser sandte einige Proben davon an den berühmten Naturforscher Richard Owen, den Begründer der vergleichenden Anatomie, mit folgendem Schreiben: „Lieber Owen! Ich sende Ihnen etwas, was ich für eine Art von organischem Wesen halte, das sich in den Muskeln eines unter der Section befindlichen Individuums im Bartholomäus-Hospital gefunden hat, und da ich weiß, daß Sie auf Parasiten von Krebstieren abwärts expädiert sind, so sende ich Ihnen die beige-schlossene Probe zur Untersuchung.“ Owen nahm die kleinen Kalkkörner unter ein Mikroskop und entdeckte darin nun den Wurm, dem er den Namen Trichina spiralis gab. In der Zwischenzeit aber hatte Paget, der kein Mikroskop besaß, mit einer Zäpfchen-Lupe bereits dieselbe Entdeckung gemacht, nämlich daß jene Kalktäfelchen Würmer enthielten. Er machte drei Tage nach jenem Brief an Owen am 6. Februar 1835 vor einer wissenschaftlichen Gesellschaft in London eine Mitteilung über seine Entdeckung. Am 24. Februar hielt dann Owen einen Vortrag vor der Zoologischen Gesellschaft, worin er den Wurm bereits genau beschrieb und klassifizierte, im übrigen aber dem Verdienst des jungen und unbekannteren Studenten volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Nachdem so die Deffentlichkeit mit der Thatsache einer Entdeckung von großer Tragweite bekannt geworden war, stellte sich bald heraus, daß schon früher ähnliche Körper in menschlichen Muskeln beobachtet

worden waren, ohne daß man ihre Natur erkannt hatte. Aber auch nach den wichtigen Funden von Paget und Owen hat es lange gedauert, bis die ganze Lebensgeschichte der Trichine aufgeklärt worden war. Im Jahre 1847 erst fand ein amerikanischer Anatom Joseph Leidy die Trichinenlarven im Gewebe des Schweinefleisches, und es verging noch ein weiteres Jahrzehnt, bis deutsche Forscher, unter ihnen hauptsächlich Reudart, Bidow und Zentler nachwiesen, daß der Schmarotzer durch den Genuß von krankem Schweinefleisch in den menschlichen Körper gelangt und dort bestimmte Krankheitserscheinungen hervorruft, die man bisher als Rheumatismus, Typhus und andere Leiden angesprochen hatte. Nunmehr beschäftigte sich die ganze medizinische Welt eifrig mit der Erforschung der Trichine, es folgte die Anordnung in Deutschland zur mikroskopischen Fleischschau und in Frankreich z. B. wurde die Einfuhr von amerikanischem Schweinefleisch gänzlich verboten. —

**Humoristisches.**

— Feine Familie. Hauslehrer: „Ihr habt mir die zwei Pflanzen gebracht. Die eine ist der nachsengige „Vauvrensenf“ und die andre der „gemeine Hundswirger.“

Frau von Meier: „Aber Herr Instruktor, ich möchte mir denn doch verbitten, daß Sie meinen Kindern derartige Hoheiten beibringen!“ — („Jugend“.)

— Die Reputation des Dichters. Der „Fesler Floß“ erzählt: Die Reputation ist bekanntlich etwas, worauf man recht acht geben muß, auch dann, wenn man ein Poet ist. Oder vielmehr dann erst recht. Denn auch heute noch pflegt die Reputation den wesentlichsten Teil des Vermögens der Poeten auszumachen und gar oft ist ihr einziger Schatz der Ruhm, den ein Poet in Ungarn nach dem bekannten Worte des Dichters Bajda mit zwanzigtausend Kollegen teilen muß. Folgendes hat sich in einer größeren ungarischen Stadt zgetragen. Fragliche Stadt hat vier Zeitungen, aber wie es schon zu sein pflegt, weitaus mehr Dichter, die in diesen Zeitungen unter dem Strich um die Palme kämpfen und auf den Paros streben. Einer von ihnen schrieb ein Gedicht; das Poem war lyrisch, dafür aber lang. Dieses Gedicht erschien in einem der Blätter, hatte auch Leser, aber keinen einzigen, der daraus Klug wurde. Schändliche Druckfehler hatten seinen Sinn entstellt, und zu allem Ueberflus waren fünf Zeilen ausgeblieben. Der Poet war höchlich erbittert. Am nächsten Tage erschien das Gedicht in einem anderen Blatte, darunter mit der Bemerkung: Dieses Gedicht ist im Tagblatt erschienen, aber so voll Druckfehler, daß ich es im Interesse meiner Reputation nochmals publizieren muß. Der Autor.“ Außer Druckfehlern ähnlicher Sorte waren diesmal neun Zeilen ausgeblieben. Das Unglücksgeheimnis mußte in das dritte Blatt. Dort sollte ihm und seinem Dichter Recht werden. Mit brennender Ungeduld sah der Poet dem Morgenblatte und seiner Rehabilitierung entgegen. Aber welche Enttäuschung! Es fehlten dreizehn Zeilen. Jetzt gab es der Arme auf, sich weiter mit den Sehern und seinem Geschick herumzuschlagen; er nahm resigniert Abschied von seiner Vaterstadt und seiner Familie, da ihm seine Reputation nicht erlaubte, das Gedicht in einem vierten Blatte zu Veröffentlichung zu bringen. —

**Notizen.**

— Der Februar scheint besonders fruchtbar an Theater-Ereignissen zu werden. Gleich am 3. wird das „Berliner Theater“ nachmittags in den Souborvorstellungen Grillparzer's „Libussa“ bringen und am Abend das „Deutsche Theater“ „Schuld und Jan“ von Gerhart Hauptmann, mit Ritter und Hans Fischer in den komischen, im Dialekt geschriebenen Titelrollen. Das Schauspielhaus folgt in wenigen Tagen mit „Jugend von heute“ von Otto Ernst und am 18. nachmittags bringt — vielleicht im „Berliner Theater“, der junge Akademische Verein für Kunst und Wissenschaft den „Oedipus“. —

— Jaffés „Dreiviertelwelt“, die im Lessing-Theater aufgeführt werden soll, hat in einem Teile nicht die Billigung der Censur gefunden. Das einleitende Aufspiel „Der Außenseiter“ ist nach Ansicht der Behörde aus „allgemeinen ordnungspolizeilichen Gründen nicht zur Aufführung geeignet“. Das Verbot wird angefochten. Einstweilen geht das zweite Stück der „Dreiviertelwelt“, das Schauspiel „Fasinacht“ in Scene. Vorher wird Harlebens „Die sittliche Forderung“ gegeben. —

— Der Nachlaß Friedrich Overbecks, des bekannten „nazarenischen“ Malers, der in Rom gestorben ist, soll jetzt 30 Jahre nach dem Tode des Künstlers, in Dresden aufgefunden sein. Nach dem „D. N.“ umfaßt der Fund in einem dortigen Auktorenhandel 16 Tagebücher, viele Briefe und über 100 Zeichnungen. —

— Im Pariser Théâtre Antoine wurde ein neues Stück von Jean Richpin, „La Gitane“, entschieden abgelehnt. —

— Der Sänger Ladislaus Mierzwinski hat bei einem privaten Musikabend in Paris, bei dem Fragmente der Oper „Nergina“ von Lorking zur Aufführung gelangten, die Tenorpartie gesungen. Der „D. N.“ teilt mit, daß er vielleicht in kurzem zu einem Gastspiel in Berlin erscheinen wird. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 28. Januar.